



Die Elefantenrunde am Swiss Media Forum auf einem Schiff bei Luzern. Bild: Urs Flüeler/Keystone

Verleger hegen Sympathien für die 200-Franken-Initiative

Die Chefs privater Medienhäuser fordern am Swiss Media Forum in Luzern, dass sich die SRG in ihrem Angebot beschränken soll.

Francesco Benini

Es ist inzwischen eine Tradition am Swiss Media Forum in Luzern: Zum Abschluss reden die Verleger und Chefs der grossen Schweizer Medienunternehmen auf einem Podium über aktuelle Themen der Branche. Der Austausch am Donnerstag zeigte: Anders als «No Billag» im Jahr 2018 stösst die 200-Franken-Initiative der SVP zur Senkung der Abgabe für Radio und Fernsehen in diesem Kreis auf eine gewisse Unterstützung.

Peter Wanner, der Verleger von CH Media, sagte, dass er

Sympathien habe für die Initiative. Denn es würde allen Medienhäusern besser gehen, wenn sich die SRG auf ihren Kernauftrag – Information, Kultur und Bildung – konzentrierte. Wanner erwartet, dass das Bundesparlament einen Gegenvorschlag zur Initiative ausarbeitet. Auch der CEO der NZZ, Felix Graf, meinte, dass der Text der Initiative Elemente enthalte, die aus seiner Sicht Unterstützung verdienen. Pietro Supino, der Präsident der TX Group, wies derweil darauf hin, dass die SRG eine so hohe Gebührensumme bekomme – 1,25 Milliarden Franken pro

Jahr –, wie alle anderen grossen Medienhäuser mit ihren publizistischen Angeboten erwirtschafteten. Supino bezeichnete die Finanzierung der SRG als «Problem», das es zu lösen gelte.

Dagegen hielt einzig Marc Walder, der Chef von Ringier. Er lehnt die 200-Franken-Initiative ab, ermahnte die SRG aber, die Interessen der privaten Medien zu berücksichtigen. Gilles Marchand, der Generaldirektor der SRG, meinte: Er begrüsse eine Diskussion darüber, was zum Leistungsauftrag des öffentlichen Rundfunks gehöre und was nicht.

Glosse

Teurer Franken, billiger Euro – das sorgt für Zoff

Der Schweizer Franken befindet sich gerade auf einem Höhenflug. Oder genauer gesagt: Der Wert eines Euro ist im Vergleich zur helvetischen Valuta in den Dezimalbereich gefallen. Er sei damit wohl endgültig «unter die Parität zum Franken» gesunken, lautet der hiesige Konsens. Was die Herzen mancher Schweizer Konsumenten höher springen lässt, wenn sie zur Erledigung ihrer Wochenkäufe über die Grenze fahren, ist für die Exporteure ein ständiges Ärgernis – im Prinzip.

Tatsächlich hat der jüngste Euro-Zerfall in der Industrie kaum öffentlich vernehmbare Klagen ausgelöst. Natürlich hat die Welt gerade noch ein paar andere grosse Probleme. Aber der Euro steht offenbar auch sonst nicht mehr zuoberst auf der Sorgenliste der Schweizer Exporteure.

In Europa steigen die Preise im Jahresvergleich derzeit um durchschnittlich fast neun Prozent. In der Schweiz um weniger als 3,5 Prozent. Viele Beobachter gehen davon aus, dass diese grosse Divergenz noch längere Zeit Bestand haben oder sich vielleicht sogar noch verstärken könnte. Zum Ausdruck kommt der Pessimismus eben im Euro-Franken-Kurs. In den vergangenen 12 Monaten hat die Gemeinschaftswährung deshalb mehr als 11 Prozent auf den Wert des Frankens verloren.

Auch wenn die Schweizer Exporteure ihren Ärger über den Euro-Zerfall herunterzuschlucken – verfolgen ist er deshalb nicht. Ein mit dem Schreiben privat bekannter Möbelschreiner, der seine wertvollen Einzelstücke seit vielen Jahren auch im Euro-Land absetzt, gab sein persönliches Leid mit dem Euro unlängst in einer hübschen Anekdote zum Besten.

Der Einzelunternehmer hatte einem italienischen Kunden nahe an der Schweizer Grenze soeben eines seiner hübschen Möbelstücke abgeliefert und die Treibstoffkosten für die



Der Euro befindet sich im Sinkflug. Das sorgt für länderübergreifende Spannungen. Bild: Getty

transalpine Lieferung des Möbels mit dem eigenen Auto gleich in Bar einkassiert. Weil dies öfter mal so geschehe, führe er jeweils eine altmodische Euro-Kasse mit sich.

Nach getaner Arbeit und zur Stärkung für die lange Heimfahrt habe er sich in dem schmucken Dorf seines italienischen Kunden ein feines Nachtessen genehmigt und den dafür fälligen Betrag in Höhe von 52 Euro und 35 Cent aus der mitgeführten Barkasse abgezählt. Er sei ohne Begleitung unterwegs gewesen und habe sich nach dem Essen deshalb die Zeit genommen, das viele Kleingeld minutiös abzuzählen, um den geschuldeten Euro-Betrag wenigstens zum Teil in Münzen zu bezahlen. Dabei sei ein ganz schöner Haufen an schwereren, silbrig und goldig glänzenden Münzen, aber auch ein Haufen kleiner kupfriger Geldstücke mit Nominalwerten von 5 Cent und weniger herausgekommen.

Als der Schweizer Gast dem italienischen Wirt den Geldhaufen zusammen mit einigen kleinen Noten über den Tisch geschoben habe, habe sich dieser wenig erfreut gezeigt. Er habe jetzt keine Zeit, diesen Münzenberg auszuzählen,

bekam der Gast zu hören. Er solle den Betrag mit einem praktischeren Zahlungsmittel begleichen.

Dieser wehrte sich und sagte dem Wirt, dann müsse er halt darauf vertrauen, dass der vorliegende Geldhaufen den richtigen Betrag ergäbe. Das aber fand auch der Wirt keine gute Idee – erst recht nicht, als er sah, dass in der Euro-Kasse des Schreiners noch einige grössere Euro-Noten lagen. Der Wirt verlangte mit den Noten, statt mit den vielen Münzen bezahlt zu werden. Doch der Gast beharrte darauf, das Münz jetzt loszuwerfen.

Es entbrannte sich ein Wortgefecht, in dem der Wirt die Münzen sinnig als «wertlos» bezeichnet haben soll. «Mit dieser Bemerkung trieb er mich zur Weissglut», erinnert sich der Schreiner: Der Wertzerfall des Euro habe ihm in den vergangenen 20 Jahren eine Einkommenseinbusse von gegen 40 Prozent beschert. «Wie kommt nun irgendein Wirt auf die Idee, dass ich für ihn nun auch noch die Arbeit erledige, den geminderten Wert der vielen Münzen auf dem Haufen zusammenzuzählen?», fragt er rhetorisch.

Bevor man auseinandergegangen sei, habe er seinem Gastgeber erklärt: «Ihr Euroländer habt vor 20 Jahren aus einem Becher mit zwölf verschiedenen Moneten eine Gemeinschaftswährung herausgeschüttelt. Inzwischen wissen wir, dass es sich dabei bloss um neue italienische Lira im neuen Gewand handelt.»

Der Wirt habe mit den Schultern gezzuckt und zu verstehen gegeben, dass ihn an diesem Ergebnis kein Verschulden treffe. Der Gast ahmte die Geste nach und verliess das Lokal wortlos. Der Münzhaufen blieb dort liegen. Was der Wirt damit gemacht hat, ist nicht bekannt. Vermutlich schaufelte er ihn ungezählt in die Kasse – ganz nach dem Motto: Zeit ist Geld.

Daniel Zulauf

ANZEIGE

Super für Wissenshungrige: Unser News-Lieferdienst.

Jetzt unverbindlich anmelden:
luzernerzeitung.ch/newsletter

Weko nimmt Patent von Novartis ins Visier

Pharma Die Wettbewerbskommission (Weko) hat eine Untersuchung gegen den Basler Pharmamulti Novartis eröffnet. Dabei geht es um den Verdacht, dass das Unternehmen ein Patent auf unzulässige Weise eingesetzt haben soll, um sich vor Konkurrenz zu schützen. Novartis bestätigte am Donnerstag die Untersuchung, die Weko selbst hatte den Namen des Unternehmens nicht genannt. Im Fokus der Untersuchung steht ein Prä-

parat zur Behandlung von Hautkrankheiten. Dort soll der Pharmakonzern auf Basis eines seiner Patente Gerichtsverfahren angestossen haben. Hier besteht der Verdacht, dass es sich um einen Einsatz von sogenannten Sperrpatenten handeln könnte. Dies könnte laut Weko «einen unzulässigen Missbrauch einer angeblich marktbeherrschenden Stellung gemäss dem Kartellgesetz darstellen.» Beim Unternehmen wurde am Diens-

tag auch eine Hausdurchsuchung durchgeführt.

In der Untersuchung kooperiert die Weko auch mit der europäischen Kommission. «Die Einleitung einer Untersuchung bedeutet nicht, dass ein Fehlverhalten festgestellt wurde oder dass finanzielle Auswirkungen vorliegen», so Novartis. Man werde «in vollem Umfang» kooperieren und sie seien zuversichtlich, die Rechtmässigkeit ihrer Position zu klären. (mg)